Zeitschrift: Sprachspiegel: Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 17 (1961)

Heft: 2

Artikel: Sprachliche Missverständnisse (Schluss)

Autor: Sommer, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-420642

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 19.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von Dr. Hans Sommer

(Schluß)

Die mundartliche Bezeichnung für den Maulwurf, Schär oder Schärmus, schließt nicht, wie man meinen könnte, an heutiges scharren an. Das Wort ist abgeleitet von ahd. skëran, schneiden (mhd. schërren, kratzen, graben). Wir erkennen es wieder in Pflugschar, ferner in Schar (im Sinne von Abteilung), scheren, Schere, engl. shire (Yorkshire z. B.). Allen liegt der Sinn scheren, vom Ganzen abtrennen, zugrunde. Brechenmacher ("Deutsche Volkskunde") erwähnt hiezu die schwäbischen Begriffe Schor für Spaten und schoren für graben. Zusammenfassend ist also in "Schär" der "Bodenschneider" zu sehen.

Der Vogelname Wiedehopf erinnert zu Unrecht an "Wyde", die mundartliche Bezeichnung für die Bachweide: witu ist ein altdeutsches Wort für Holz, Wald, das englisch zu wood geworden ist. Der Wiedehopf ist der Waldhüpfer.*

Wie kam die Grasmücke zu ihrem Namen? Das Vögelchen ist zwar klein und niedlich, trotzdem erscheint der Vergleich mit einer Mücke völlig abwegig. Der Name lautete in althochdeutscher Zeit grasa-smucka, Grasschlüpfer. Eine andere Deutung sieht als Vorläufer der heutigen Namenform eine gra-smiege, übersetzt Grauschmiege oder Grauschlüpfer. Sie scheint einleuchtender; man wird eine Grasmücke kaum je "durchs Gras schlüpfen" sehen. — Der blauglänzende Eisvogel müßte entstehungsgeschichtlich richtiger den Namen Eisenvogel tragen. Der farbenprächtige Bursche wurde nämlich in früher Vorzeit nach dem blauglänzenden, noch als Schmuck dienenden Eisen benannt. Die Umdeutung zu îs-aro = Eis-Aar erfolgte unter dem Einfluß eines gelehrten Berichtes, nachdem die Farbvorstellung beim Eisen verblaßt war.

Eidechse und Eichhorn verraten ebenfalls Spuren von volksmäßiger Umdeutung. Der heutige Oberbegriff Echse — seit 1836 in der Wissenschaft gebräuchlich — beruht auf falscher Trennung des Wortes Eidechse. Richtig ist Ei-dechse, da das alte Wort auf die beiden Begriffe egi oder agi (durch "Erweichung" des g zu ei verkürzt) und dehsa zurückgeht; jenes bedeutet Schlange, dieses Spindel. Die Eidechse wäre demnach etwa als spindel-

Der Schriftleiter

^{*} Kluge nimmt an, es handle sich um eine lautmalende Bildung.

förmiges, schlangenähnliches Tier anzusprechen. — In Eichhorn, Eichhörnchen hat das Umdeutungsbedürfnis des Volkes ein anlautendes h eingeschoben. Dadurch entstand aus Eichorn, was Eichtierchen heißt, der an Horn erinnernde neue Name. Auch diesen umgedeuteten Begriff hat die Wissenschaft übernommen, indem sie von einer ganzen Familie der Hörnchen spricht.

Die Eberesche. Ihre Blätter gleichen denen der Esche. Da sie aber nur scheinbar eine Esche ist, wurde sie Aberesche oder, mit Umlaut wie in Haller-Heller, gedackt-gedeckt usw., Eberesche = falsche Esche genannt. Der Eber kommt also als namenschaffender Faktor nicht in Frage. Es sei beigefügt, daß der Begriff Aber- als etwas Falsches, Verkehrtes auch in den Wörtern Aberglaube, Aberwitz steckt.

Die Walnuß hat ihren Namen nicht etwa nach dem Standort auf einem Wall erhalten, das zeigt auch die Schreibung mit einem I. Gemeint ist die von den Walchen, das heißt Welschen eingeführte Nuß. Die Bezeichnung Welschnuß wurde denn auch von den Verdeutschungsmeistern Adelung und Campe vorgeschlagen.

Zu den reizvollsten Beispielen von Volksetymologie gehört das Wort Beispiel selbst. Es ist natürlich kein Spiel. Die alte Wortform lautet bî-spel, wobei die erste Silbe nhd. bei, die zweite Erzählung, Fabel, Gerücht bedeutet. "Das wurde ein alze langes spel", heißt es einmal in Wolframs Parzival. Unter bi-spel, das der Volksmund zu Beispiel umtaufte, ist demnach etwas nebenbei Erzähltes, der näheren Veranschaulichung Dienendes zu verstehen. Spel hat sich im Französischen und im Englischen in den Zeitwörtern épeler und spell, buchstabieren erhalten, außerdem im englischen Begriff gospel, Evangelium; angelsächsisch hieß es noch deutlicher godspel = Gotteswort.

Von der Kenntnis dieser Zusammenhänge aus ist es leicht, auch in Kirchspiel ein altes kilchspel zu finden (...,in dem kilchspel ze Eriswile" lesen wir in den bernischen "Fontes" aus dem Jahre 1343). Als Kilchspel bezeichnete man den Bezirk, innerhalb dessen das Wort des gleichen Pfarrherrn vernommen wurde.

Auch im Begriff Gaukelspiel anerkennt die Sprachgeschichte kein Spiel. Der mittelhochdeutsche Sprachgebrauch gogelspel zeigt, daß unter einem Gaukelspiel ursprünglich eine possenhafte Erzählung oder dergleichen verstanden wurde.

Lautlich, nicht der Sache nach, gehört in diesen Zusammenhang das Eigenschaftswort kostspielig. Wiederum kein Anklang an ein Spiel! Kostspielig schließt an das ahd. Zeitwort spilden, ver-

schwenden an. Im Norden Deutschlands kommt noch die assimilierte Form spillen vor; — "Wasser spillen" bedeutet zum Beispiel in der schleswig-holsteinischen Mundart: Wasser überlaufen lassen. Statt kostspielig müßte es also kostspildig heißen in der Bedeutung: Geld verschwenden.

Völlig verblaßt wie in Beispiel, Kirchspiel usw. ist im Volksbewußtsein die Grundanschauung in den Begriffen Gewand und Leinwand. Die an "Wand" angelehnte zweite Silbe enthält natürlich einen volksetymologischen Irrtum.

Das alte Wort für Kleid hieß wat. Wer Tuch verkaufte — in der Watstube — hieß "watman" (so noch zu Ende des 16. Jahrhunderts in Bern: A. Flury: Kulturgesch. Mitteilungen aus den bernischen Staatsrechnungen des 16. Jh., 1894); "watsack" war ein Tuchsack (heute da und dort nochmals umgedeutet "Wartsäcklein" genannt). Das Sammelwort zu wat lautete ahd. giwati, mhd. gewaete — Kleidung. Nach und nach, zuerst für das "badagiwant" (die nach dem Bade angezogene frische Wäsche) erfolgte die Anlehnung an wenden: ahd. giwant bedeutet Wendung. In der Landwirtschaft wurde der bei der Pflugwende entstehende Grenzstreifen giwant geheißen. Der Ausdruck ist das Grundwort zum heutigen Gewann in der weiterentwickelten Bedeutung Ackerbreite.

Mit Gewand bezeichnete man offenbar zunächst noch nicht ein fertiges Kleid, sondern das in Falten aufbewahrte Tuch. Der Gewandschneider schnitt das Tuch in einzelne Stücke, er war der Tuchhändler (im Gegensatz zum gewöhnlichen Schneider); in Gewandhäusern wurden die Tuchballen zur Schau und zum Verkaufe ausgestellt.

In Anlehnung an Gewand entstand in gleicher Weise aus altem lînwat Leinwand. Noch bis ins 18. Jahrhundert gingen die Formen Leinwad und Leinwand nebeneinander her; nach Weigands Deutschem Wörterbuch sprach man in Bayern noch im 20. Jahrhundert von Leinwat.

Neben schwer durchschaubaren volksetymologischen Fehldeutungen gibt es ein stattliches Grüpplein von Wörtern, deren wirklicher Heimatschein sich verhältnismäßig leicht feststellen läßt. Daß ein Felladen — so nennt der Berner den Fensterladen — eigentlich ein Falladen ist, daß der Feldstuhl richtigerweise Faltstuhl heißen müßte (franz. fauteuil), leuchtet ein. Es ist ferner naheliegend, daß der graue Star, die gefürchtete Augenkrankheit, mit dem gefiederten Frühlingsboten nichts zu tun haben kann,

sondern viel eher in den Sinnzusammenhang mit starren gehört. Eine leichte Lautveränderung machte aus den alten anschaulichen Begriffen eröugen und Eröugnis die blassen, an "eigen" erinnernden Wörter ereignen und Ereignis; der Wortsinn: was "vor den Augen" geschieht, verflüchtigte sich. Aus be-geleiten entstand das vereinfachte und scheinbar an gleiten anschließende begleiten; aus dem Schrittschuh — so noch zu Goethes Zeit — in Anlehnung an Schlitten der Schlittschuh. Eine recht sinnvolle volksmäßige Umdeutung liegt vor im Ausdruck zu guter Letzt. Das Schluß-t ist unorganisches Anhängsel. Das Wort müßte zu guter Letz heißen; es gehört zu letzen = laben, erquicken. Im Schweizerdeutschen spricht man etwa von einer Badletzi, im Schwäbischen heißt das Erntefest gelegentlich Letze. Da man besonders unmittelbar vor einem Abschied, also zuletzt, zur "guten Letz" beisammen saß, konnte sich die neue adverbiale Bildung allmählich einschleichen. Ulrich Bräker, "der arme Mann im Tockenburg", braucht das Wort noch in seiner ursprünglichen Form: "Diese drey Bursche belustigen noch zu guter Letze ganz Rothweil mit ihren Sprüngen... Jetzt gieng's an ein Abschiednehmen." Ein unorganisches Schluß-t findet sich auch in Mastdarm. Das Wort hieße eigentlich Maßdarm: maß bedeutet Speise; es kehrt wieder in Mus, Mettwurst und Messer (Messer heißt ursprünglich das zur Beschaffung der Speise benützte Schwert). Maßleidig war einst der, welcher nicht essen mochte.

Da schon einmal vom Essen die Rede ist, sei noch der seltsame Name Gugelhopf einer nähern Betrachtung unterzogen. Gugel erinnert an die haubenähnliche Form des Gebäcks; die Bezeichnung leitet sich vom lat. cuculus, Mönchskappe her, einem Wort, das auch dem wilden Räubervolk der Gugler den Namen gegeben hat. Die zweite Worthälfte von Gugelhupf von hüpfen herleiten zu wollen, hätte wenig Sinn; dagegen ist die Vermutung einzelner Sprachforscher, es handle sich um eine Nebenform von Hefe, nicht von der Hand zu weisen: das nhd. heben lautete ahd. hepfan; im östlichen Schwabenland soll statt Hefe jetzt noch Hepfe zu hören sein.

Hier mag auch noch die lustige Entstehungsgeschichte des Ausdrucks Bockbier erwähnt werden. Ursprungsort der Sache wie des Wortes war — im 16. Jahrhundert — die Stadt Eimbeck im Hannoverschen: man sprach von Eimbeckerbier, später vereinfachend vom Eimbeck. Als dann diese Starkbiere auch anderswo hergestellt wurden, faßte der Bürger die erste Silbe des Namens

Eimbeck als den Artikel "ein" auf und das e der zweiten Silbe als eine Mehrzahlbildung mit ö; so entstand allmählich der irreführende Begriff "ein Bockbier".

Den Eigenschaftswörtern trübselig, mühselig usw. mit dem so wenig passenden "selig" kommt man am besten bei über die entsprechenden Dingwörter: Trübsal, Mühsal. -sal ist eine bloße Ableitungssilbe, deren Sinn man hier mit "Zustand" umschreiben könnte. Die zweite Worthälfte unserer Adjektive hat also nichts gemein mit dem zum mhd. saelde — Glück gehörenden andern selig — nichts als die völlige lautliche Übereinstimmung. Streng genommen gehören diese durchaus richtig gebildeten Ableitungen auch nicht zu den volksmäßigen Umdeutungen.

Dagegen sind etwa noch folgende Wörter und Wendungen, mit denen wir unsern allgemeinen Überblick beschließen wollen, als Proben der Volksetymologie anzusprechen. Ausgemergelt schließt natürlich an Mark, mundartlich Marg, an, nicht an Mergel. Wie im Beispiel Trübsal — trübselig haben wir es hier mit dem sehr häufigen Wechsel von a zu e zu tun. Hat die nachschaffende Umdeutungskraft des Volkes in Mastdarm und zu guter Letzt ein t angefügt, sind anderseits in Ausdrücken wie blutwenig, blutarm (hier als Verstärkung von arm zu verstehen) durch den Wegfall des einen t Aussprache und Sinn in entscheidender Weise verändert worden. Blut- bedeutete in den erwähnten Eigenschaftswörtern ursprünglich "blutt", oberdeutsch für bloß, unbekleidet. "Blutwenig", das heißt eigentlich bluttwenig, besitzt der, der kaum seine Blöße zu decken vermag. Ein weiteres Beispieldafür, daß die Volksetymologie da und dort die Mundart zu verdrängen sucht, bietet Platzregen. Sachlich zutreffender war die ursprüngliche Bezeichnung Platschregen.

Im rein mundartlichen Sprachgebrauch finden sich indes noch zahlreiche Wortformen, die sich in das Kapitel der volkstümlichen Umdeutungen und Umbildungen einreihen lassen. Da sind zum Beispiel die heimeligen Nebenformen von Vater: Dratt, Drätti. Sie täuschen ein einziges Wort vor; in Wirklichkeit ist der Anlaut nichts anderes als der mit dem Hauptwort Att, Ätti verschmolzene Artikel: Dr Att, der Ätti. Ähnlich verhält es sich mit dem solothurnischen Durs und dem baslerischen Quartiernamen Dalbe; in beiden Fällen hat sich das Schluß-t des vorausgehenden Wörtchens Sankt — Sankt Ursus, Sankt Alban — mit dem nachfolgenden Hauptbegriff zu einer Einheit verschmolzen. Im Satz "Es isch si nid drwärt" erscheint das "si" irreführend

als rückbezügliches Fürwort sich; in Wahrheit handelt es sich um den Wesfall des persönlichen Fürworts: es ist sein(er) nicht wert. Die auf dem Lande verbreitete Form "Fraufasten, wo es ganz selbstverständlich Fronfasten heißen müßte (zu mhd. frò = Herr), beruht auf einer volkstümlichen Lautumstellung, wie sie beispielsweise im Ortsnamen Frauchwil (für Frankwil) oder in den lautlichen Entsprechungen Bauch für Bank, Hausi für Hans sichtbar wird.

Daß mit Vorliebe unverständlich gewordene Ortsnamen in das Gewand mehr oder weniger sinnvoller Metaphern gekleidet werden, ist bereits dargetan worden bei der Betrachtung von Umdeutungen aus fremden Sprachen. Auch deutschstämmige Namen haben solche Veränderungen erfahren. Klagenfurt, um mit einem ausländischen Ortsnamen zu beginnen, ist benannt nach einem Flusse Glan, mundartlich Glagen. Man darf vermuten, der zu Unrecht an "klagen" angelehnte Name sei ein Verdeutschungsmüsterchen der Kartographen, die ja auch aus dem zentralschweizerischen Dörfchen Chirscheten — bei den Kirschbäumen - ein an eine ganz andere Wortwurzel gemahnendes Kehrsiten gemacht haben. Ahnlich "verschönerte" Namen sind Bätterkinden und Gelterkinden; sie sollten auf -ingen endigen wie Konolfingen, Münsingen und dadurch auf die einstige Sippenziedlung hinweisen. Das Bestreben, einen Namen mit unfein empfundenen mundartlichen Zügen in "gutes" Deutsch zu übertragen, machte aus Meisters-wanc im Aargau (Wang wie in Wengen, Wengi usw.) Meisterschwanden; dadurch wurde ein irreführender Zusammenhang mit den von "schwenten" abgeleiteten Ortsnamen Schwand(en), Schwendi usw. hergestellt. Ein weiterer "Veredelungsprozeß" machte aus dem glarnerischen Brunnwald durch ungerechtfertigte Diphthongierung Braunwald. Daß Walensee, Walenstadt und ähnliche Bezeichnungen als Walchensee, Walchenstadt usw. zu lesen wären, ist nach dem über die Walnuß Gesagten naheliegend. Weniger selbstverständlich ist die Tatsache, daß auch das basellandschaftliche Städtchen Waldenburg eigentlich Walchenburg, Burg der Welschen, heißen müßte.

Eine vollständige Metamorphose hat endlich der Ortsname Finsterhennen durchgemacht. Wer sähe ihm an, daß er entstanden ist nach der "feisten" Henne, die vom einstigen namengebenden Lehenhof als Abgabe zu entrichten war! Fast zu schön, um wahr sein zu können, lauten Ortsbezeichnungen wie Liebewil, Liebefeld, Hohliebe und ähnliche. Tatsächlich klingen die ursprüng-

lichen Namen wesentlich nüchterner, sachlicher. Allen liegt das aus dem lebendigen Sprachgebrauch längst verabschiedete altdeutsche Wort lew, lee = Hügel zugrunde. Liebewil ist der "Ort auf dem Hügel", Liebefeld das auf der Höhe gelegene Feld. Die letzte Benennung mag seltsam, fast unglaubhaft anmuten für eine Gegend, die selber auf zwei Seiten von Hügeln eingefaßt ist. Doch kommt es hier wesentlich auf den Standort des Namengebers an: die Bezeichnung Liebefeld kann nur von der Niederung beim heutigen Eigerplatz oder dem südlich ansteigenden Hang ausgegangen sein. Wir finden das alte Wort Lew in verschiedenen weitern mißverständlichen Namenformen, so in Leber (im Hügelgebiet von Eggiwil), Leberberg (einem alten Begriff für den Jura). Auch die verschiedenen Löwen- oder Leuenberg gehören hieher und haben mit dem König der Tiere allem romantischen Anschein zum Trotz nichts zu tun.

Die Reihe der volksmäßigen Deutungen und Neudeutungen ließe sich noch um vieles verlängern. Doch beschließen wir hier unsere Aufzählung, eingedenk der alten Erfahrungstatsache, daß erschöpfende Darlegungen oft eine wirklich "erschöpfende" Angelegenheit werden können. Ich möchte Sie nur noch an das schönste und tiefsinnigste aller sprachlichen Mißverständnisse erinnern; Johann Peter Hebels Erzählgabe hat ihm literarischen Ruhm verliehen. Ich meine die Geschichte vom schwäbischen Handwerksburschen, der in Amsterdam auf die Fragen, wem das große, blumengeschmückte Haus gehöre, wem die Schiffe die vielen Waren herantrügen, wie der Tote heiße, den die schwarz vermummten Pferde in seine Ruhe führten, immer wieder den Bescheid erhielt: Kannitverstan! "... Und wenn es ihm wieder, einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab."

Zehn Minuten Sprachkunde

"Aus Liebe für dich..."

Wer sich zu einer Reise entschlossen hat, sollte diesen Entschluß auch mit der richtigen Präposition, dem richtigen Verhältniswort, verbinden und nicht sagen: "Ich habe mich für eine Reise entschlossen." Kann er seine zärtlichen Gefühle